



Der Luftkurort Zwieselberg – eine kleine Rodungsinsel mit rund 70 Einwohnern inmitten scheinbar unendlicher Wälder.

Heinz Nienhaus Zwieselberg – von der Waldarbeiterkolonie zum Kurort Eine kleine Rodungsinsel inmitten scheinbar unendlicher Wälder

Auf der Fahrt von Freudenstadt nach Bad Ripoldsau-Klösterle weist ein Ortsschild in tiefer Waldeinsamkeit darauf hin, dass man in den Kurort Zwieselberg einfährt. Kaum ist das registriert, ist die kleine Waldlichtung auch schon durchfahren und die Straße, wie zuvor, wieder von dichtem Wald umsäumt. Verwundert fragt sich der Ortsunkundige, ob diese kleine Rodungsinsel wirklich schon der Kurort gewesen sein soll! Wer nach dem Ortsschild mit dem Hinweis «Luftkurort» eine Stadt oder ein Dorf mit einem baulich verdichteten Kern oder gar einem umbauten Marktplatz vermutet, liegt völlig falsch. Schon auf den ersten Blick fällt auf, dass es in dieser von ausgedehnten Wäldern umgebenen Siedlungs-oase auch keine Bauernhöfe gibt, die in dieser Einsamkeit zu vermuten wären, sondern lediglich einige wenige Wohnhäuser und kleine bis mittlere Pensionen in aufgelockerter Bauweise, allerdings auch ein Hotel und sogar eine kleine Fachklinik. Der Ort vermittelt insgesamt einen gepflegten,

parkartigen Eindruck. Die wenigen Häuser fügen sich harmonisch ins Landschaftsbild.

Wer die historische Entwicklung Zwieselbergs nicht kennt, stellt sich bei einem Rundgang durch den idyllischen Ort, der sich aus Ober- und dem kleineren Unterzwieselberg (vier Häuser) mit insgesamt rund 70 Einwohnern zusammensetzt, sicher die Frage nach dem Ursprung dieser einsam gelegenen Waldsiedlung. Nicht einmal die Werkstatt eines Handwerkers, ein kleines Verkaufsgeschäft oder gar ein mittlerer Gewerbebetrieb ist zu erkennen, und auch die landwirtschaftlich – besser hausgärtnerisch – genutzte Fläche ist kaum nennenswert. Was veranlasste die Menschen, in dieser Abgeschiedenheit sesshaft zu werden? Welche Existenzgrundlage hatten sie hier? Solche Fragen drängten den Verfasser, vor Ort in Zwieselberg und in den Archiven in Freudenstadt und Reinerzau zu recherchieren, um die geschichtlichen Hintergründe dieser Waldsiedlung ans Licht zu bringen.

*Aus dem Mittelhochdeutschen: «Zwiesel»
markiert einen Ort an einer Gabelung*

Während im ältesten Kartenwerk des Herzogtums Württemberg, dem Gadner Atlas «Chorographia Ducatus Wirtembergici», auf dem Blatt «Alpirsbacher Forst» von 1592 am oberen Ende der Rippoldsauer Steige «Priorwald» eingetragen ist, wird dieses Territorium – der heutige Zwieselberg – in der Schmittschen Karte von 1797 mit «Pfaffenwald» bezeichnet. Diese Namen lassen vermuten, dass der Wald der Kirche gehörte. Genau so war es: Der heutige Zwieselberg kam durch einen 1486 geschlossenen Tauschvertrag zwischen Gangolf von Geroldseck und Schenkzell und dem Rippoldsauer Prior Hermann Wolkast in den Besitz des Rippoldsauer Nikolai-Klosters. Die Ortsbezeichnung Zwieselberg ist abgeleitet vom mittelhochdeutschen Zwiesel = Astgabel, auch Land zwischen einer Fluss- oder Bachgabelung. Sie galt ursprünglich wohl nur für den Unterzwieselberger Bergvorsprung zwischen Kinzigle und Teufelsbächle.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts besiedelten einige Österreicher dieses Höhengebiet (842 m) unmittelbar an der Landesgrenze zwischen Württemberg und dem späteren Baden. Über deren Verlauf erinnern heute noch einige alte Grenzsteine und ein gusseisernes königlich württembergisches Grenzschild am ehemaligen Gasthof zum Auerhahn. Ein aufwendig gestalteter Stein aus dem Jahre 1669 steht am sogenannten Zwieselberger Eck. Darauf ist das viergeteilte württembergische Wappen mit den drei Hirschstangen (Württemberg), den Wecken (Teck), den zwei Barben (Mömpelgard) und dem

Adler der Reichssturmfahne zu sehen. Die Buchstaben EHZW stehen für Eberhard III. Herzog Zu Württemberg). Auf der anderen Seite des Steins erblickt man die Buchstaben MFGZF; sie stehen für Maximilian Franz Graf Zu Fürstenberg. Also verlief hier um 1669 die Grenze zwischen Württemberg und Fürstenberg. Erst als das angrenzende Rippoldsauer Gebiet 1806 an Baden kam, wurde das fürstenbergische Wappen – bis auf den badischen Schrägbalken – säuberlich ausgehauen. Die ursprüngliche, zum fürstenbergischen Wappen gehörende Wolkenumrahmung blieb jedoch erhalten. Auch die Schmalseite des Steins wurde mit dem badischen Wappen gekennzeichnet.

*Bauholz, Köhlerei und Flößerei:
Der Wald – Existenzgrundlage der Siedler*

Ob die österreichischen Siedler vom Rippoldsauer Kloster angeworben wurden oder sich auf der Suche nach Arbeit zufällig hier niederließen, ist nicht überliefert. Das Priorat jedenfalls erlaubte den römisch-katholischen Kolonisten gegen Abgabe von Zinsen, die durch Naturalien abgegolten wurden, Unterkünfte in den Klosterwäldungen zu errichten und Wiesen und Äcker anzulegen. Schon bevor sich die Siedler hier niederließen, war die Nutzung des Waldes die bedeutendste Einnahmequelle im Pfaffenwald. Ursprünglich wurde das Holz in den unwegsamen Wäldern von Glasmachern, Pottaschensiedern, Harzern und Köhlern direkt an Ort und Stelle verwertet. Das war allerdings weit weniger gewinnbringend als der Verkauf von Holz, insbesondere Bauholz, direkt an die Verbraucher in den an der

Mit dem Wachstum der Bevölkerung nach dem Dreißigjährigen Krieg stieg auch rasant der Bedarf an Holzkohle. Kohlenmeiler und Köhler bei der Arbeit, um 1900.





Die Köhler, die den Schwelvorgang des brennenden Meilers Tag und Nacht überwachen mussten, lebten auch um 1900 noch vom Frühjahr bis zum Spätherbst am Kohlplatz in einfachen, mit Baumrinden gedeckten Hütten aus rohbehauenen Baumstämmen.

Kinzig gelegenen Städten oder nach Straßburg und weiter bis nach Holland. Deshalb schuf man schon früh Einrichtungen an der oberen Kinzig, um das Holz verflößen zu können. Selbst die Nebenbäche, wie die Kleine Kinzig und der Hüttenbach, wurden bis ins Quellgebiet für die Flößerei hergerichtet. Schon um 1550 verpachteten einige Grundherren Teile ihrer Wälder z. B. an die Stadt Straßburg, die ihrerseits Tagelöhner als Holzhauer einsetzte. War ein Waldteil kahlgeschlagen, mussten die Holzhauer zum nächsten Einschlag weiterziehen. Sich in den Wäldern anzusiedeln, war ihnen nicht gestattet.

Die Zwieselberger Kolonisten beteiligten sich natürlich an der Waldarbeit, sicherte sie ihnen doch ein regelmäßiges, wenn auch bescheidenes Einkommen. Schon um 1740 wurde für Holland bestimmtes Holz über die Kleine Kinzig und weiter über die Kinzig bis nach Kehl geflößt. Die ehemaligen Hohl- und Schleifwege, durch die die Baumstämme mit Pferden vom Zwieselberg und Steinwald zu den weiter unten liegenden «Einbindestuben» (Stauweiher oder Floßstuben) am ehemaligen Schwabbachweiher gezogen wurden, sind heute noch gut zu erkennen. Durch den wachsenden Holzkohlebedarf der nahen Christophstaler Hüttenwerke konzentrierte man sich in und um den Pfaffenwald aber auf die Produktion von Holzkohle. In einer Karte von Stebenhaber aus dem Jahre 1674 wird der Pfaffenwald bereits als Rippoldsauer Kohlwald bezeichnet.

Zum Bau eines Kohlenmeilers brauchte man 80 bis 150 Raummeter Holz, die erst einmal geschlagen und zum Kohlplatz transportiert werden mussten, was überwiegend im Winter geschah. War der Meiler fachgerecht erstellt, mit Tannenreisig (Raudach)

abgedeckt und einer etwa 10 bis 20 cm starken Schicht Kohlesch (Erddach) beworfen, wurde das Feuer entzündet und auch die Feuerstelle am Meiler geschlossen. Anschließend wurden von oben beginnend ringförmig Rauchlöcher (Pfeifen) in den Außenmantel des Meilers gestochen. Durch Schließen oder Öffnen dieser Löcher steuerten die Köhler den Schwelbrand. Keinesfalls durften offene Flammen ausbrechen. Das heißt, die Köhler mussten den brennenden Meiler Tag und Nacht beobachten und sicherstellen, dass keine Überhitzung auftrat. Schon deshalb mussten sie an den

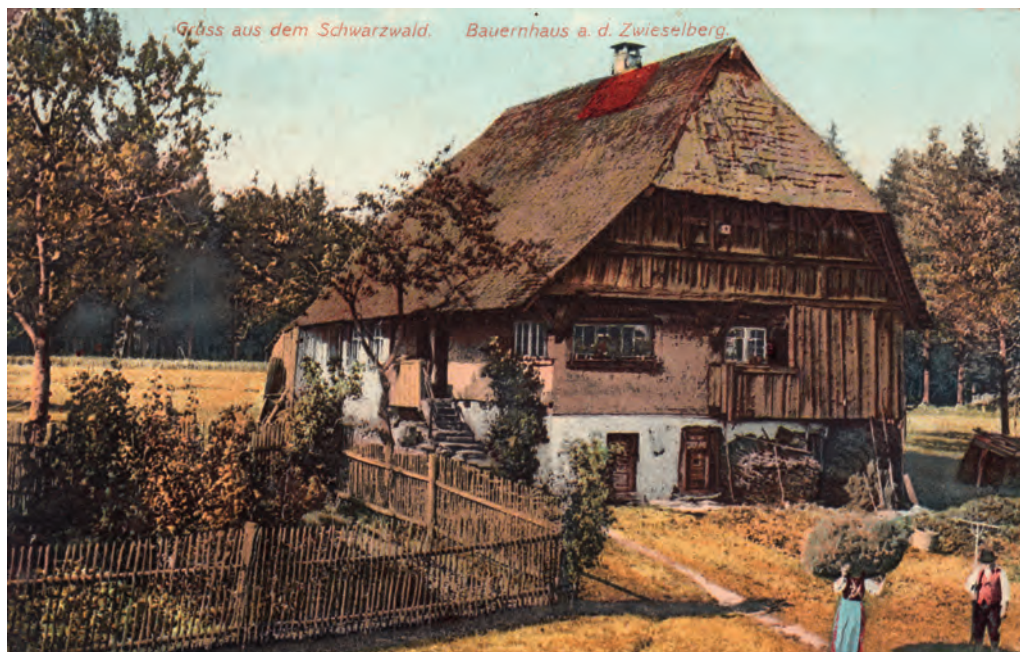
Kohlplätzen wohnen. Köhler hatten einen «leichten Schlaf», in dem sie das Knistern ausbrechender Flammen sofort wahrnahmen und gleich ersticken konnten. Ein Brand dauerte je nach Größe des Meilers etwa zwei bis vier Wochen.

Seit dem 17. Jahrhundert mauserten sich die primitiven Wohnhütten zu stolzen Schwarzwaldhäusern

Angefangen hat die Besiedlung des Pfaffenwaldes – oder Kohlwaldes – mit zwei Keimzellen: Auf dem späteren Oberzwieselberg gab es schon um 1695/96 zwei Hütten, in denen drei Köhler (Georg Rosenfelder, Peter Moser und Jakob Gewährleitner) mit ihren Familien wohnten. Nachdem Georg Rosenfelder verstorben war, heiratete seine Witwe Ursula in zweiter Ehe 1696 Peter Moser und 1703 in dritter Ehe den 42-jährigen Witwer Stephan Saßauer aus Kitzbühel in Tirol. Auf dem späteren Unterzwieselberg siedelten 1716 Matthäus Händler ebenfalls aus Tirol und Christian Kohler aus Salzburg. Zu den Österreichern gesellten sich schon bald weitere Siedler vom nahen Rossberg, wahrscheinlich auch aus Wittichen und Kaltbrunn.

Die ersten «Behausungen» der Zwieselberger Siedler glichen sicher mehr den Köhlerhütten, als den ab etwa 1770 auf dem Zwieselberg erbauten Häusern. Zu diesem Schluss führt ein Zinsverzeichnis der Zwieselberger Kolonisten. Darin werden der Wert des Doppelhauses von Peter Moser und Jakob Gewährleitner im Jahre 1696 mit zwölf Gulden und die halbe Wohnhütte des Stephan Saßauer um 1700 mit sechs Gulden angegeben. Im gleichen Verzeichnis werden die zwei Stallungen Saßauers aber

Ein typisches Kinzigtäler Haus (Schwarzwaldhaus) einer Waldarbeiterfamilie auf dem Zwieselberg, um 1910. In diesem ursprünglich noch mit einer Rauchküche – d. h. ohne Kamin – ausgestatteten Haus wohnte um 1795 der vom Rossberg stammende Waldarbeiter Anton Schmid mit seiner Familie – und noch heute ist es im Besitz der Nachfahren dieses Anton Schmid.



immerhin schon mit neun Gulden bewertet. Diese Wertrelationen sprechen für sich.

Auf dem Zwieselberg befindet sich auch das einzige historische Schwarzwaldhaus im gesamten Kreis Freudenstadt, so der ehemalige Freudenstädter Heimatforscher und Oberstudienrat Hans Rommel. Nach der Typologie der Schwarzwaldhäuser ist es ein sogenanntes eingeschossiges Kinzigtäler Haus. Typisch für diese Bauform ist das gemauerte Sockelgeschoss – der Stall fürs Vieh. Alles Übrige wurde in Bohlenständerbauweise errichtet. An der Frontseite des Hauses befinden sich links die Wohnstube und rechts die Schlafkammer mit einem ursprünglich offenen Balkon (Laubengang oder «Trippel»). In diesem Fall ist die rechte Balkonhälfte bereits verkleidet. Hinter der Verkleidung befindet sich der Abort. Die Außentreppe links führt in den Hausgang (Flur), in dessen Verlängerung die ursprünglich kaminlose Rauchküche angeordnet ist. Das mächtige und noch bis ins frühe 20. Jahrhundert mit Holzschindeln gedeckte Dach umschließt die Bühne und den Heuboden. Zugänglich war dieser Raum ursprünglich über eine Hocheinfahrt an der Rückseite. Erbaut wurde das Haus vermutlich um 1770; 1795 gehörte es dem vom Rossberg zugezogenen Anton Schmid und 1839 Benedikt Schmid. Im Jahre 1874 wurde es unter zwei Söhnen, Benedikt und Anton Schmid, aufgeteilt. Und noch heute ist das historische Haus im Besitz der Nachfahren.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Wohnungsnot oft zum Ausbau unbewohnter Dachgeschosse veranlasste, wurde 1947 in der linken Dachhälfte des historischen Schwarzwaldhauses eine Schleppgaube eingebaut. Bedingt durch solche Eingriffe im Inneren des ursprünglichen Gebäudes sahen die zuständi-

gen Behörden davon ab, das Gebäude unter Denkmalschutz zu stellen. Der heimatkundlich engagierte Freudenstädter Hans Rommel bedauerte dies, denn das alte Kinzigtäler Schwarzwaldhaus sollte erhalten bleiben. Ist es doch heute die letzte sichtbare Erinnerung daran, daß einst, seit 1770, Holzhauer



Freudenstadt und Lossburg

... einfach das bessere Klima

Freudenstadt und das Lossburger Ferienland – eine gelungene Symbiose von Stadt-, Natur- und Landerleben in herrlichstem Klima. Machen Sie dort Urlaub, wo der Schwarzwald am schönsten ist.

Informieren Sie sich über unsere attraktiven Angebote!

FREUDENSTADT
IM SCHWARZWALD

Freudenstadt Tourismus
Marktplatz 64 · 72250 Freudenstadt
Tel.: 07441/864-730 · Fax: 07441/864-777
www.freudenstadt-tourismus.de

Lossburger
Ferienland

Lossburg Information im KinzigHaus
Hauptstraße 46 · 72290 Lossburg
Tel.: 07446/9504-60 · www.lossburg.de



Die Waldarbeit war besonders in früheren Jahren kräftezehrend und gefährlich. Es gehörte Mut dazu, das Scheitholz über oftmals steile Wegstrecken mit Schlitten zu transportieren, um 1900.

und Köhler des Klösterchens Rippoldsau sich hier oben im ‚Pfaffenwald‘ angesiedelt haben.

Grenzstreitigkeiten: In den 1730er-Jahren wollte die Obrigkeit die Siedlungsoase auflösen

Durch die zwischen dem Rippoldsauer Priorat und den Siedlern geregelten Verhältnisse blieben die Waldarbeiter in der Einsamkeit des Zwieselbergs lange von jeder weltlichen Obrigkeit unbehelligt; sie waren über Jahrzehnte weder politisch noch verwaltungsmäßig einer bestimmten Gemeinde zugeordnet. Dies änderte sich, als der Oberamtmann und Klosterverwalter Friedrich Diez aus Alpirsbach 1734 von der Siedlung an der Nordwestgrenze seines Verwaltungsbezirks erfuhr. Er war der Ansicht, dass das Kloster Rippoldsau zwar Holzrechte im Pfaffenwald habe, nicht aber Hoheitsrechte. Nach seiner Meinung waren die Zwieselberger württembergische Untertanen und nach Alpirsbach zinspflichtig. Er verlangte um die Jahreswende 1734/35 eine Erbhuldigung aller männlichen Einwohner. Der Prior von Rippoldsau hingegen drohte den Bewohnern in diesem Falle mit gewaltsamer Vertreibung. Während die Männer vom Unterzwieselberg der Diez'schen Forderung nachkamen, blieben die Oberzwieselberger der Erbhuldigung fern.

Es kam zu unterschiedlichen Reaktionen. Das Forstamt Freudenstadt plädierte für die Auflösung der Siedlung, da sie die Forstwirtschaft und Jagd behindere und Unterschlupf für Wilderer und anderes Gesindel böte. Die Faktorei Christophstal war am Fortbestehen der Weiler nicht mehr interessiert, weil die Waldungen inzwischen nahezu ausgehauen waren. Und auch die herzogliche Regierung in Stuttgart schlug vor, die Siedlung aufzulösen, da der

Streit so am besten beigelegt werden könne. Diez erhielt entsprechende Anweisungen. Dennoch setzte sich der Alpirsbacher Oberamtmann gemeinsam mit den Reinerzauer Bauern für den Fortbestand der Weiler ein. Sie vertraten die Ansicht, dass die Siedler, die zum Teil schon nahezu 40 Jahre hier wohnten, inzwischen ein Wohnrecht erworben hätten. Außerdem könne mit ihrer Hilfe die Kleine Kinzig weiter flößbar gemacht werden, was den herrschaftlichen Interessen entgegenkäme.

Die Kontroverse führte weder zur Aufgabe der Siedlung noch zur Vertreibung ihrer Bewohner durch das Rippoldsauer Kloster. Die Zwieselberger lösten das Problem durch Aussitzen. Die Siedlung drohte nun Anlass zu endlosem Streit zu werden. Deshalb erklärte sich die Klosterverwaltung bereit, die ältere Generation auf den Hütten aussterben zu lassen und die jüngere mit Geld abzufinden. Doch auch dieser Vorschlag blieb ohne Erfolg; die Zwieselberger blieben. Nachdem die strittige Grenzfrage geklärt war und feststand, dass Zwieselberg württembergisches Territorium war, wurden die Siedler auch in die Rechte und Pflichten des Herzogtums eingebettet. Sie durften Feld, Wald, Wiese und Weide im gleichen Umfang nutzen wie die Reinerzauer und die übrigen Bewohner des Alpirsbacher Klosteramts. Als Gegenleistung hatten sie jährlich eine bestimmte Menge Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln an das Alpirsbacher Kloster zu liefern.

In den 1750/60er-Jahren begannen die Zwieselberger auf den Grundstücken – die sie ja schon vor vielen Jahren bewirtschaftet hatten, anschließend aber wegen der unsicheren Rechtslage und angebotenen Vertreibung brach liegen ließen – erneut zu roden. Auch die Faktorei Christophstal wurde wieder aktiv. Sie gab den Köhlern Schaller, Schoch und

Das Zwieselberger Gasthaus Auerhahn mit der Dependance Villa Waldesruhe (oben links) und der Villa Käthe (rechts), um 1905. In seinem Buch «Abendläuten» berichtet der im Südwesten Deutschlands sehr bekannte Dichterpfarrer Dr. Heinrich Hansjakob von seiner Einkehr im «Auerhahn» am 21. Mai 1897 und den dabei gewonnenen Eindrücken.



Schmied Arbeit und bat die Landesherrschaft, ihnen größere Grundstücke für einen angemessenen Nahrungserwerb zuzuweisen. 1761 wurde Zwieselberg mit seinen 32 Einwohnern, die ihren Lebensunterhalt primär durch Waldarbeit sicherten, der Gemeinde Reinerzau inkorporiert.

Raues Klima, karge Böden – die katholischen Zwieselberger orientierten sich in Religion und Kultur nach Baden

Auch nach der Eingemeindung hielten sich die Bauaktivitäten in Grenzen; bis zu den 1830er-Jahren standen dort nur fünf Häuser. Die Einwohnerzahl wuchs bis 1843 auf 71 Personen in neun Familien.

Diese Zahl blieb bis heute nahezu konstant. Die «Beschreibung des Oberamts Freudenstadt» aus dem Jahre 1858 berichtet über Zwieselberg: Die Einwohner gehören der katholischen Konfession an. Sie sind in dem katholischen Pfarrdorf Rippoldsau im Großherzogtum Baden eingepfarrt und die Schulkinder besuchen die Schule dort, wohin ein steiler, beschwerlicher Fußweg führt. Sitten, Tracht und Mundart der Zwieselberger gleichen mehr den Badensern als den übrigen Bewohnern des württembergischen Bezirks. Da das Klima sehr rauh und der Boden aus verwittertem Buntsandstein mager und unfruchtbar ist, spielt die Landwirtschaft eine sehr untergeordnete Rolle. Nur bei reichlicher Düngung ist mit einigem Ertrag zu rechnen. Angebaut wird etwas Roggen,

Die vielen Pferdekutschen auf der Straße vor dem Hotel und die sehr elegant gekleideten Damen lassen auf ein besonderes Ereignis im Zwieselberger Hotel Hirsch schließen, um 1910.





Feierliche Verabschiedung der Gäste vor der 1888/1889 erbauten Zwieselberger Pension Villa Bertha, um 1910.

Hafer, Kartoffeln und wenig Gerste. Auch der Viehbestand ist kaum von Bedeutung, da die Wiesen auf den Hochflächen nicht bewässert werden können und deshalb wenig ertragreich sind.

Schon 1859 wurde – primär auf Betreiben der Zwieselberger Katholiken – die katholische Zentralkirche «St. Peter und Paul» in Freudenstadt eingeweiht. 1931 wurde sie durch den Neubau der größeren, im Bauhausstil errichteten «Taborkirche» ersetzt. 1863 wurde auch eine private katholische Konfessionsschule in Freudenstadt eingerichtet, die später die Stadt übernahm. Das heißt, ab 1859 bzw. 1863 entfielen die langen Kirch- und Schulwege ins badische Rippoldsau. Die mittlerweile zugezogenen Protestanten schickten ihre Kinder allerdings nach Reinerzau zur Schule; ein beschwerlicher Fußweg von rund 2 ½ Stunden. Den Wunsch nach einer eigenen Kirche in ihrer Waldidylle erfüllten sich die Zwieselberger Katholiken erst 1937 mit der kleinen, aus Holz erbauten «St. Josefs-Kirche».

Trotz der geringen Einwohnerzahl von rund 70 gab es schon 1829 eine Bier- und Branntweinschänke und zwei Branntweinbrennereien in Zwieselberg. Die Schänke befand sich höchstwahrscheinlich in der im Reinerzauer Steuerbuch aus dem Jahre 1798 aufgeführten mittelmäßigen Behausung mitten auf dem Feld stehend, die 1831 dem Gassenwirt Gregor Schmid gehörte und nach seinem Vornamen auch als Gregorianisches Gut bezeichnet wurde.

Der Fortschritt hält Einzug in der Waldoase – die Entwicklung zum Kurort um 1900

In der Oberamtsbeschreibung aus dem Jahre 1858 wurde vermerkt, dass in den Häusern Zwieselbergs

das Trinkwasser aus Pumpbrunnen bezogen wurde. Dies wurde den Zwieselbergern offenbar so lästig, dass sie 1896 eine etwa ein Kilometer lange Quellwasserleitung von der Kleinen Kinzig bis in den Ort verlegten; ein kleines, über ein oberflächliches Wasserrad angetriebenes Pumpwerk sorgte für den erforderlichen Druck. Mit dieser technischen Errungenschaft – erst rund 15 Jahre später, 1911, erfolgte auch die Elektrizitätsversorgung – war eine wesentliche Voraussetzung für den durchgreifenden Wandel der Waldarbeiterkolonie zum Luftkurort erfüllt. Nach und nach wurden Fremdenpensionen, Villen und später auch Hotels errichtet; der Zustrom der Gäste wuchs.

1899 entschlossen sich August Gebele vom Jochemshof in Bad Rippoldsau und seine Ehefrau Luise, die 1868 von dem Freudenstädter Metzger Wilhelm Wälde erbaute Schank- und Grenzwirtschaft «Zum Auerhahn» einschließlich der zugehörigen kleinen Landwirtschaft zu übernehmen. Sie bauten die alte Einkehr für Fuhrleute und Holzhauer – in der am 21. Mai 1897 auch der Pfarrer, Volkschriftsteller, Politiker und badische Landtagsabgeordnete Heinrich Hansjakob einkehrte – zu einem zeitgemäßen Gasthof um. Für zwölf Pferde – überwiegend Kutschpferde – und sechs Kühe wurde Wiesengelände hinzugekauft.

In den Anfangsjahren des Fremdenverkehrs wurden die Gäste mit der Kutsche vom Freudenstädter Bahnhof abgeholt. Erst 1912 übernahmen private Omnibuslinien den Personenverkehr in der Hauptsaison. Der «Auerhahn» blieb bis 1991 im Besitz der Nachfahren von August und Luise Gebele; danach wurde aus dem alten Schwarzwaldgasthof die «Fachklinik Zwieselberg». August



Die Holzhauer dieser Zwieselberger Rote, die sich am 17. Juli 1926 einem Fotografen stellten, übten ihren körperlich schweren und gefährlichen Beruf – wie schon seit Jahrhunderten üblich – noch ausschließlich in Handarbeit aus: fällen, entasten, Stämme drehen, Rinde schälen, sägen usw. Sie kannten weder Motorsägen noch High-Tech-Erntemaschinen, die auch erhebliche Flurschäden im Wald anrichten. Von links: Tobias Hermann (Zwieselberger «Waldschütz»), Heinrich Schmid, Felix Schmid, August Schmid, Andreas Schmid, Otto Schmid, Wilhelm Hermann, Karl Vetter, Eduard Schmid und Franz Schmid.

Gebeles Schwager August Schmid erbaute 1904 die «Villa Waldesruh».

1877 erbaute der Krämer Severin Vetter ein Haus, aus dem um 1900 das Gasthaus «Hirsch» wurde. Schon zwei Jahre nach der Fertigstellung wurde es versteigert; es ging an Georg Killguß aus Oedenwald. Nach weiteren Besitzerwechseln ging es 1905 an die Familie Laufer aus der bekannten Freudenstädter «Laufer-Dynastie». Aus dem zunächst bescheidenen Gasthaus wurde das stattliche Hotel «Hirsch-Post» unter Leitung von Rudolf Laufer. Im Januar 1920 erwarben die Geschwister Katharina und Friedrich Braun aus Calw, gebürtig vom Kniebis, das Hotel, das in den 1950er Jahren in das Eigentum ihrer Nichte Luise Braun (verw. Klaißle, verh. Haab) überging. Durch das engagierte Wirken der Familien Laufer, Braun und Haab entstand in rund 100 Jahren aus bescheidenen Anfängen ein attraktives Hotel, zurzeit das einzige auf dem Zwieselberg.

Nach «Auerhahn» und «Hirsch» entstand 1888/89 die Fremdenpension «Villa Bertha» auf dem Zwieselberg – später Schwarzwaldcafé und Pension Tannenhof. Erbauer war der «Bürgeranwalt» (Vorstand des Zwieselberger Teilgemeinderats) Matthias Schmid. Unmittelbar nachdem das Gebäude errichtet war, übernahmen Wilhelm Seid aus Tonbach und Heinrich Seid aus Baiersbrunn die Pension. Im Jahre 1892 wurde sie vom Tonbacher Forellenhof und

Bäcker Christian Seid ersteigert und 1897 war sie im Besitz der ledigen Katharina Armbruster. Danach folgten weitere Eigentümer und Pächter, die die Villa in Teilbereichen umbauten.

Aufgrund wachsender Beliebtheit der Idylle Zwieselberg entstanden um 1900 weitere Villen. Außer den Fremdenpensionen wurden private Sommer- oder Landsitze erbaut – so beispielsweise die «Villa Käthe» oder die 1901 erbaute «Villa Elisabeth», ein architektonisch interessant gestaltetes Landhaus mit Rundbogenfenstern und aufwändiger Bleiverglasung, schmucken Balkons und zierendem Dachtürmchen. Erbauer war der Collmarer Justizrat Dr. Julius Voßen. Auch die von Emma Pressel aus Stuttgart 1905/06 erbaute «Villa Friedland» – später «Villa Waldfrieden» – wurde von der Familie Pressel ausschließlich privat genutzt. Die «Villa Käthe» war 1913 im Besitz der Witwe des Freudenstädter Rappenhofwirts Fritz Laufer. Nachdem sie abbrannte, entstand auf dem gleichen Grundstück die «Villa Luisenruhe»; sie war um 1920/30 Dependence des «Auerhahn». In den Anfangsjahren des Fremdenverkehrs waren die Komfortansprüche der Gäste noch bescheiden; ein gutes Bett, eine Waschschißel, ein Schrank und eine Nachttischkerze reichten völlig aus. In den Gaststuben und Gängen der Hotels, Pensionen und Villen glommen Petroleumlampen. Bereits am Ende des Ersten Weltkriegs standen rund 150 Gästebetten zur Verfügung.

1926 erfolgte die lang ersehnte Eingemeindung nach Freudenstadt – im Krieg kamen evakuierte Kinder

Nach langem Drängen wurde die Reinerzauer Teilgemeinde Zwieselberg am 1. April 1926 nach Freudenstadt eingemeindet. Damit erfüllte sich ein langgehegter Wunsch der Zwieselberger. Im Eingemeindungsvertrag heißt es: Das seitherige Gemeindegebiet von Zwieselberg führt nach der Vereinigung den Namen «Freudenstadt Parzelle Zwieselberg». Schon diese Bezeichnung gibt zu erkennen, welchen flächenmäßigen Anteil Zwieselberg an Freudenstadt hat. Die Markungsfläche Zwieselbergs umfasste 1925 gerade mal 700 Morgen, auf der 11 Häuser standen, in denen 86 Personen wohnten. Bis 1936 wuchs die Einwohnerzahl auf 93 (75 kath., 18 ev.) an. Dies stellt den Höchststand für Zwieselberg dar, der bis heute nicht wieder erreicht wurde. Obwohl der Fremdenverkehr in Zwieselberg schon im Jahr der Eingemeindung nach Freudenstadt von beachtlicher wirtschaftlicher Bedeutung war, gab es um 1926 nach wie vor noch die Zwieselberger Holzhauerrotte – heute ein Relikt der Vergangenheit.

Während des Zweiten Weltkriegs kamen evakuierte Kinder aus vielen Gegenden Deutschlands nach Zwieselberg. Der Schulunterricht fand in den Gasthäusern statt. Dies sollte später für den Fremdenverkehr positive Wirkungen zeitigen: Viele ehemalige Schülerinnen und Schüler kehrten gern und regelmäßig als Kurgäste an ihren Schulort zurück. Nachdem die evakuierten deutschen Kinder in ihre Heimat zurückgekehrt waren, kamen französische Ferienkinder.

Erst in den 1950er-Jahren setzte der Fremdenverkehr wieder ein und erlebte zwischen 1966 und 1985 eine Blütezeit. Während 1966 mit 185 Gästebetten 33.515 Übernachtungen registriert wurden, zählte man 1973 bei 235 Gästebetten rund 36.000 Übernachtungen. Die nach dieser Hochkonjunktur leicht

rückläufigen Übernachtungszahlen bekamen durch die deutsche Wiedervereinigung einen erneuten Aufschwung: Im Jahre 2000 gab es in Zwieselberg 163 Gästebetten und 28.470 Übernachtungen. Damit liegt Zwieselberg im touristischen Trend der Zeit. Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass Zwieselberg auch künftig eine Oase der Ruhe und Erholung bleibt. ■

QUELLEN UND LITERATUR:

Stadtarchiv Freudenstadt und Archiv der Ortschaftsverwaltung Reinerzau.

75 Jahre Eingemeindung Freudenstadt-Zwieselberg, Jubiläumsschrift, Eigenverlag 2001.

Adressbuch der Oberamtsstadt Freudenstadt mit Filialen Christophthal, Langenwald, Langenhardt und Kniebis sowie Zwieselberg (Gemeinde Reinerzau), Freudenstadt 1913.

Beschreibung des Oberamts Freudenstadt, Hg. Königlich statistisch-topographisches Bureau, Stuttgart 1858.

«Die Eingemeindung von Zwieselberg nach Freudenstadt» und «Die Eingemeindungsfeier in Zwieselberg», in: Schwarzwald-Zeitung «Der Grenzer», Freudenstadt, Ausgaben: Samstag, den 17. April 1926 (Nr. 88) und Montag, den 19. April 1926 (Nr. 89).

Hansjakob, Heinrich: Abendläuten, Tagebuchblätter, 5. Auflage, Stuttgart 1903, Reprint-Ausgabe, Waldkirch 1995.

Heidebrecht, Maria: Exkurs in die Rappen-Geschichte, in: Jahrbuch 2002 Landkreis Freudenstadt, 2001.

Heinzelmann, Oswald: Zur Geschichte der Waldgewerbesiedlungen unseres Kreises, in: Freudenstädter Heimatblätter, August 1989.

Heinzelmann, Walter: Reinerzau in Vergangenheit und Gegenwart, 1993 (unveröffentlichtes Manuskript im Archiv der Ortschaftsverwaltung Reinerzau).

Heinzelmann, Walter und Karl Martin Hummel: Chronik Reinerzau, Hg.: Stadt Alpirsbach, 1999.

Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau 83/2003.

Rommel, Hans: Ein Markstein von 1477 bei Zwieselberg; der «Huttenhardt», in: Freudenstädter Heimatblätter, 13. September 1969.

Rommel, Hans: Ein altes Schwarzwaldhaus in Zwieselberg, in: Freudenstädter Heimatblätter, 15. Juli 1961.

Mein Dank gilt Maria Heidebrecht vom Stadtarchiv Freudenstadt, dem Ortsvorsteher von Reinerzau Michael Hamm, wie auch den Zwieselbergern Marianne Reißing, Ursula Wälde, Fritz Schmid und Hubert Schmid. Sie alle waren mir bei der Suche nach historischen Quellen sehr behilflich.



4., verbesserte und ergänzte
Auflage 2012. 687 Seiten.
ISBN 978-3-16-152029-7
fadengeheftete Broschur € 34,-

Schwäbisches Handwörterbuch schwäbisch – deutsch deutsch – schwäbisch Bearbeitet von Hermann Fischer und Hermann Taigel

Aus Rezensionen zu früheren Auflagen:

»Das Schwäbische Handwörterbuch gibt es ja schon lange; es darf sowieso in keinem schwäbischen Haushalt fehlen. Nun aber [...] ist es auch Pflicht für alle hier lebenden

Nichtschwaben. Neben dem schwäbisch-deutschen findet sich nämlich auch ein deutsch-schwäbischer Teil [...]. Mit diesem Buch steht der innerdeutschen Verständigung gar nichts mehr im Wege.«
Schönes Schwaben 4 (2000), S. 62



Mohr Siebeck
Tübingen
info@mohr.de
www.mohr.de